



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Soyaux, Herrmann: Journal-Sünden.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fang; sobald sie von dem sich aufsetzenden Rufe wieder bedeckt und verschwunden sind, ist auch das Fieber fort. Recht wohl ließen sich mit Rezepten dieser Gattung noch einige Bogen füllen; denn der Aberglaube hat auf diesem Gebiete, wie zu Anfang schon bemerkt, eine ganz besonders reiche und bunte Fülle von Blüthen getrieben, aber ich meine, es wird mit dem Angeführten genug, vielleicht übergemug sein, und so sei nur noch der in einigen Harzgegenden herrschende Gebrauch erwähnt, nach welchem Fieberkranke eine Handvoll Salz nehmen, damit an ein Gewässer gehen, es hineinstreuen und dazu die Worte sprechen: „Ich streue diesen Samen in Gottes Namen; wenn dieser Same wird aufgehen, werd' ich mein Fieber wiedersehen.“

Ich führe die zuletzt beschriebene Sitte deshalb zu Ende dieses Kapitels an, weil sie den Uebergang zu einer Reihe anderer Rezepte und Manipulationen der Volksmedizin bildet, in die auch einige der unmittelbar vorher beschriebenen Heilmittel hineinspielen.

Journal - Sünden.

Von Hermann Sahaug.

Eine recht erfreuliche und nicht hoch genug anzuschlagende Erscheinung ist das in stetigem Wachsen begriffene Interesse unserer periodischen Literatur an den Fragen der Natur- Erd- und Völkerkunde. Nur selten greifen wir zu einer Zeitschrift — sofern sie nicht bestimmte Fächer vertritt —, ohne darin irgend einen Aufsatz über ein Thema aus jenen Wissenszweigen zu finden. — Diese Thatsache ist um so lobenswerther, als leider auch noch heute die erwähnten Fächer, und besonders die Erdkunde, in unseren Schulen mit vererblicher Nachlässigkeit, gleichsam als gleichgültigere Nebensache und als nothwendiges Uebel betrachtet und behandelt werden, und somit dem Lernbegierigen, wenn er nicht die Mittel zur Anschaffung umfassenderer Werke besitzt, jene populären Arbeiten als Ergänzungen für die Mängel in den Bildungsanstalten willkommen sind. — Jene Auslassungen, welche der verstorbene Peschel über die Erdkunde als Unterrichtsgegenstand im Jahre 1868 schrieb, treffen leider noch immer zu, und selbst das bessere Material an Lehr- und Handbüchern welche ja auch nur die Resultate der gewonnenen Erkenntnisse bieten, dient

weniger zur Grundlage für einen umfassenden, den Wissensdurst weckenden Vortrag, als vielmehr zu ermüdenden Gedächtnißübungen in Höhen- und Einwohnerzahlen, in Namen von Völkern, Flüssen, Gebirgen, Ländern und Städten; sodas die an ausprechenden Seiten reichste Wissenschaft in dem Schüler nur Widerwillen erregt.

Das die Erdkunde, „die Naturbeschreibung der Erdräume, die reifste Frucht der menschlichen Erkenntniß, welcher alle übrigen Wissenschaften Hilfsmittel und dienstbar sind“, auf unseren Schulen mit nicht zahlreichen Ausnahmen so stiefmütterlich, gleichsam nur äußerlich, ohne tieferes Eingehen behandelt wird und in Folge dessen unter den Schülern weniger Anklang und Anhänger findet, als sie verdient, hat leider wiederum in dem engbegrenzten geographischen Wissen der Lehrer seinen Grund, denn dasselbe erstreckt sich nicht in vielen Fällen über eigentliche Ortskunde — *locorum nuda nomina* — hinaus, ein Schelm, der mehr geben kann, als er selber erhalten hat. Eine immer mehr anwachsende Anzahl von Länder- und völkerschildernden Werken, sowie ebensolche Publikationen in unseren Zeitschriften setzt nun aber die Lehrer in den Stand, die bisher vorherrschende, sich auf „Einpauken“ beschränkende Trockenheit der geographischen Unterrichtsstunden zu vermeiden und denselben eine solche, fast poetische Würze einzuhauchen, daß der Schüler auch über das nothwendigerweise vorgeschriebene Pensum zu erlernender Daten hinausarbeitet, denkt und auch in anderen Werken und Blättern, als nur den Schulbüchern, liest und lernt.

Leider wird nur allzuhäufig in unserer periodischen Literatur — selbstverständlich meinen wir jetzt nur die einem größeren Publikum zur Verfügung stehenden Zeitungen, welche in ihr Programm das gewohnheitsmäßige „Zur Unterhaltung und Belehrung“ aufnehmen — dem Leser eine Art Belehrungsfutter dargeboten, welches ihn einmal und öfter irreleitet und ihn in natürlicher Folge davon mißtrauisch machen muß. — Seit geraumer Zeit verfolgen wir in den verschiedensten Journalen und Tagesblättern Deutschlands die Artikel des erwähnten Inhalts und haben nur zu oft gefunden, daß dem Publikum in dieser Beziehung „Belehrung“ aufgetischt wird, welche einer Aneinanderreihung von Lügen, Irrthümern und Ungenauigkeiten gleicht, wie ein Ei dem anderen. Wer mit der „Mache“ der überaus zahlreichen Zeitschriften zweiten und dritten Ranges — von den übrigen gar nicht zu reden — vertraut ist, wird wissen, wie leicht solche Arbeiten, von welchen wir eben sprechen, genommen werden. Eine bestimmte Anzahl von Spalten für eine Nummer des Blattes soll mit einem ethnographischen, geographischen oder ähnlichen Artikel ausgefüllt werden; dem dazu erwählten Mitarbeiter, gleichviel ob er zu einer wirklichen Arbeit über den Gegenstand fähig ist, oder nicht, wird

eine passende Illustration zugeschiekt, und nun —: Schreib' Vogel, oder stirb! Ein Konversationslexikon, ein Atlas, vielleicht der Daniel und, wenn es sehr hoch kommt, ein Reiseverk, in welchem der Schriftsteller etwas Taugliches zu finden hofft, helfen über alle Verlegenheiten fort; und ist der Artikel nur erst einmal gedruckt, so macht er sich ja auch recht hübsch.

Trauriger aber noch, wenn in einer Fachzeitschrift Arbeiten voller — wir wollen hoffen bona fide geschriebener — Unwahrheiten erscheinen dürfen. Die Redaktion hat da einen schweren Stand, der Verleger glaubt alle Hohlheit des acceptirten oder gar im Auftrage geschriebenen Artikels hinter dem in irgend einer Weise berühmt gewordenen Namen des Autors versteckt und seinem Blatt einen großen Dienst erwiesen zu haben, wenn er der Zahl der früheren Mitarbeiter auch noch jenen Namen als Reklame beigefellen kann. —

So lasen wir vor mehreren Monaten in einer hochgeachteten und weitverbreiteten naturwissenschaftlichen Wochenschrift einen Artikel über Krokodile, dessen Autor einen „bekanntem“ Namen trägt, sich aber dessen ungeachtet doch nicht entblödet, wissenschaftliche Unwahrheiten für passendes Material zur Verbreitung von Kenntnissen auszugeben. In jener Skizze ist u. A. die sehr naive Behauptung aufgestellt, „daß die Neger — die Jagdgeschichte spielt nämlich in Afrika — das dörrende Steppengras anzünden, um Dünger für die höher liegenden Gartenäcker zu erhalten, oder auch nur, um es „einfach“ brennen zu sehen, da für jeden Neger der Anblick wogender Feuermassen das anziehendste Schauspiel sei! — Leider denkt aber der Neger an das „Düngen“ seiner Ackerstücke, (wozu jene verbrannten Grasshalme ja auch keine Verwendung finden könnten) ebenso wenig, als er aus kindischer Lust am Feuer das oft übermannshohe Steppengras anzündet, sondern er thut dies nur in der Absicht, um freiere, ungehindertere Bewegung auf seinen Jagden und bei der Urbarmachung des Steppenbodens für einzelne Feldfrüchte leichtere Arbeit zu haben. — Die öftere Erwähnung von häufigen „Teichen“ in der Steppe enthält gleichfalls Unrichtigkeiten und führt irre, da die Teiche des Verfassers keine in sich abgeschlossenen Wasseransammlungen sondern mit dem Fluß in Verbindung stehende Lagunen oder Flüsschen sind. — Von der Menge der Krokodile, welche „wie Häringe neben einander liegen“, sehen wir ganz ab, da selbst der Laie derartige Zumuthungen cum grano salis aufnehmen wird, und solche Uebertreibungen, wenn auch am Wenigsten für ein wissenschaftliches Blatt passend, uns nach der Häufigkeit und Vielseitigkeit ihrer Anwendung fast verständlich und geheiligt erscheinen. —

Romisch wirken oft Artikel, welche ihren Ursprung irgend einer sensationellen oder interessanten Zeitungsnotiz, wie z. B. von der glücklichen Ankunft eines

Reisenden an seinem vorgesteckten Ziel, von dem Tode oder der Heimkehr eines Forschers, verdanken. Wir sind überzeugt, daß die neueste Nachricht von der Ankunft Stanleys an der Küste West-Afrikas eine wahre Sturmfluth von Aufsäßen über die Reisen des kühnen, früher so grundlos beseindeten Amerikaners und die von ihm durchstreiften Ländergebiete hervorrufen wird. Ebenso sicher aber wissen wir auch, daß ein großer Theil dieser „zeitgemäßen“ Arbeiten von dazu völlig unbefähigten Leuten geschrieben wird und vor keinem, noch so nachsichtigen Kritikerange bestehen kann. — Die billigeren Blätter niederen Ranges sind selbstverständlich am weitesten verbreitet und werden von einem kritikunfähigen, belehrungs- und aufklärungsbedürftigen Publikum, welches bessere Zeitschriften nicht zu bezahlen im Stande ist, gelesen und als Evangelium betrachtet. — Und gerade hier, wo der gewöhnlichere Mann, die arbeitsame Familie, nach des Tages Last sich für außerhalb ihrer Sphäre liegende Dinge zu interessiren beginnt, ja sich häufig wahrhaft begeistert, wird in einer unerschlichen Weise, in einer Nachlässigkeit, welche die schärfste Rüge verdient, Lüge und Aufschneiderei als popularisirte Wissenschaft in die Welt geschickt. — Wird doch augenblicklich in so herzerquickender Weise an der Hebung der allgemeinen Volksbildung gearbeitet, wird doch immer mehr und mehr Werth auf alle Arten von Schulen gelegt, sollte damit die in den betreffenden Kreisen verbreitete Zeitungswelt nicht gleichen Schritt halten können, sollte da diese Macht ihre ernste Pflicht der Belehrung in belletristischem Gewande nicht sorgfamer und gewissenhafter erfüllen wollen?

Von den zahlreichen Beispielen, welche wir als Beweismaterial ansammeln, heben wir nur eines der eklatantesten hervor. Es betrifft einen W unterzeichneten Artikel „Das Innere Afrika's“ in der „Didaskalia“ vom 6. und 7. März 1877, dem früher hochgeachteten Weiblatt des „Frankf. Journals.“ Der wahrhaft haarsträubende Inhalt dieses Artikels über Innerafrika ist wirklich einer weiteren Verbreitung im Publikum werth. Der Artikel beginnt: „Der kürzlich erfolgte Tod des bekannten Reisenden Eduard Mohr giebt uns Gelegenheit auf den Schauplatz seines langjährigen Wirkens, auf West-Afrika und dessen unerschlossene, vielleicht sogar unerschließbare Geheimnisse zurückzublicken.“ — Der Verfasser dokumentirt in diesen wenigen Anfangszeilen, daß er, obgleich im Begriff einen „belehrenden“ Artikel zu schreiben, doch durchaus keine weitere Ahnung, als vielleicht die weitverbreitete Kenntniß von der Existenz der Sahara, des Nil, Aegyptens und des Kap's der guten Hoffnung, der großen Hitze und der schwarzen Farbe der Bewohner jenes Erdtheils, von seinem Gegenstande hat; er würde sonst bei auch nur geringer Vertrautheit mit Afrika wissen müssen, daß das langjährige Wirkungsfeld des verstorbenen Reisenden nicht West-, sondern Südostafrika war.

Aus dieser Unkenntniß erklärt sich nun leicht die merkwürdige Geographie jenes Artikels, z. B. die kuriose Behauptung, daß „das Kongogebirge im Innern der Ober- und Unterguineaküste noch von keinem Weißen überschritten worden sei;“ — eine bedauerliche Verwechslung des Kongogebirges in Oberguinea mit dem Kongostrom in Niederguinea.

Wenn wohl kein Afrikaforscher die Gefahren unterschätzt, welche er in jenem Erdtheil glücklich überstanden hat, so kann ihm doch eine lägenhafte und abenteuerliche Aufbauschung derselben, oder auch seines Muthes nicht als Lob willkommen sein! Lieft man in der „Dibaskalia“ die erschreckende Angabe: „daß jedem Tropfen Trinkwasser, wenn es nicht zum tödtlichen Gift werden soll, jedem Glase Wein oder Branntwein vorher Chinin zugesetzt werden muß, daß bei den ersten Anzeichen des Fiebers noch eine Arseniklösung geboten ist, und daß trotzdem erfahrungsmäßig die weiße Rasse an der Westküste von Afrika unbedingt nach zehn Jahren aussterbe, so muß man (und das wird nach diesen furchtbaren Voraussetzungen wohl Niemand bestreiten) in der That die Kühnheit dieser Männer, welche ihr Leben im Dienste der Mitwelt stündlich preisgaben — als etwas Großes bewundern!“ Danach muß allerdings Jedem, mit dem bitteren Geschmack des Chinins bekaunten, Afrika als wahre Hölle erscheinen. Ich muß leider eingestehen, daß ich nicht angeben kann, welche Quantitäten Wasser, Wein und Cognac ich während meines mehrjährigen Aufenthalts in Westafrika getrunken habe, nur soviel, daß es mir und Anderen nicht im Traume einfiel, unseren Durst durch Chininverbitterte Getränke zu stillen, ebenso wie eine Arseniklösung bei den mir bekaunten Europäern, welche sich selbst helfen, niemals angewendet wurde. Die Behauptung, daß die weiße Rasse in Westafrika unbedingt aussterbe, ist auch falsch, denn gerade gewisse Bedingungen, z. B. unvorsichtiges Leben, Trinken im Uebermaß u. s. w. befördern die Sterblichkeit; es müßte denn sein, daß die Europäer, deren mehr als zehnjähriger Aufenthalt in jenen Ländern selbst mir schon persönlich bekaunt ist, wirklich jeden Trunk mit Chinin versüßten und daß mancher protestantischen Missionärsfamilien Kinder, die in Ehen mit dortgeborenen Weißen wieder gesunde Kinder hatten, statt mit der gewöhnlichen Milch mit Chininlösungen genährt wurden.

Daß der Verfasser das an dem östlichen Niger-Mündungsarm gleichen Namens gelegene Bonny in das weit nordwestlich von der Nigermündung liegende Reich von Dahomey versetzt, kann uns nun ebensowenig Wunder nehmen, als die Annahme, daß es immerhin möglich sei, im Innern Afrikas eine „Rasse“ mit gespaltenen Füßen und eine andere „Nation“ mit langen Affenschwänzen aufzufinden. Protestiren müssen wir ferner gegen

die Aussage: „Bei allen Negern ist die Trunksucht heimisch“. Es ist leider Thatsache, daß die in Afrika lebenden Europäer den Eingeborenen in dieser Hinsicht mit dem schlechtesten Beispiel vorangehen, ebenso wahr aber, daß ich unter den wenigen Europäern viel häufiger Trunkene sah, als unter den Tausenden von Negern. — Ueber die Insel St. Thomé führt der Verfasser Citate von Dr. Baikin an, welche aber von Winwood Reade über Fernando Po herkommen. —

Es hieße die Geduld des Lesers auf eine unverdient harte Probe stellen, wollten wir jenes recht amüsante Prachtstück populär wissenschaftlicher Komik noch weiter und eingehender zergliedern; lassen wir es mit den wenigen Citaten, denen wir noch eine ganz stattliche Reihe aus anderen Blättern „zur Belehrung und Unterhaltung“ hinzufügen könnten, bewenden. Uns leitete hierbei nur der Gedanke, die Redaktionen derartiger Zeitschriften zu größerer Vorsicht in der Wahl ihrer Mitarbeiter anzuregen, damit nicht etwa nach dem Vorgange des Gesundheitsamtes und dessen Untersuchungen nach Verfälschungen von Lebensmitteln auch ein Censuramt nöthig werde, welches die Spreu vom Weizen zu scheiden und jene populäre Verfälschung der Wissenschaften zu verhindern und zu bestrafen hat. Erinnern wir uns an jenes, auch auf unseren Fall anwendbare Wort Maximilians: „Bücher sind Seelenfutter, auch die Seele kann Indigestionen bekommen!“ —

Warnecke's Heraldische Kunstblätter.

In alter Zeit, d. h. im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, da man Alles und Jedes künstlerisch auszubilden bemüht war, stand die Kunst auch im Dienste der Heraldik. Die aus einem praktischen Bedürfniß entstandenen und aus frühern Jahrhunderten überlieferten, ursprünglich einfachen Wappen, wurden damals in reichster Weise ausgebildet. Die bedeutendsten Künstler jener Zeit haben auf diesem Gebiete gearbeitet. — In den letzten Jahrzehnten ist man bekanntlich vielfach und mit bestem Erfolge bemüht, die Kunst unserer Vorfahren neu zu beleben. Nun werden auch die Wappen, welche ihren ursprünglichen Zweck — leicht verständliche bildliche Zeichen für einen Namen — freilich längst verloren haben und für uns meist nur ein bequemes Ornament sind, wieder in die Kunst und Kunstindustrie eingeführt. Die Heraldik, jetzt im Dienst der Kunst, beginnt wieder eine große Rolle zu spielen. Nun gilt